Namslauer Heimatruf

65. Jahrgang **Nr. 257** **Juni 2023**

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de

LANDSMANNSCHAFT
SCHLESIEN
Nieder- und
Oberschlesien e.V.

Schlesische Nachrichten
Zeitschrift für Schlesien

Herausgeber: Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien
Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter, Tel. (0 22 44) 92 59-0, Fax (0 22 44) 92 59-290

Schlesien bleibt unser Auftrag
Unsere Heimat heißt Schlesien
Wir lieben Schlesien
Wir halten Schlesien die Treue
Wir bekennen uns zu Schlesien
Schlesien lebt und muß überleben

Darum die „SCHLESISCHEN NACHRICHTEN"

Darum die ZEITSCHRIFT FÜR SCHLESIEN

Ganz Schlesien, von Görlitz bis Kattowitz, ist Inhalt dieser Zeitung. Wir informieren über Schlesien gestern und heute, wir diskutieren über die Zukunft Schlesiens. Wir berichten über unsere Landsleute in der Heimat und das deutsch-polnische Verhältnis. Unsere Landsleute in Mitteldeutschland können zum ersten Male seit über 30 Jahren mitreden und mithandeln. Geschichte und Kultur, landsmannschaftliche Aktivitäten und die Tagespolitik, aber auch die Ansprache des unverwechselbaren schlesischen Gemüts sind Inhalt des offiziellen Organs der Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien -.

Jedes Abonnement der **Schlesischen Nachrichten** (erscheinen einmal im Monat) erhöht die Auflage. Auch Patenschaftsabonnements für unsere Landsleute in Mitteldeutschland und in der Heimat sind willkommen und dringend geboten.
Es gibt keine bessere **Zeitschrift für Schlesien.**

Schlesische Nachrichten

Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter (Heisterbacherrott) Tel. 02244 / 9259 – 0 Fax: -290
nachrichten@schlesien-Lm.de

Hiermit bestelle ich ab _____(Monat/Jahr)

____Abonnement(s) der **Schlesischen Nachrichten** (+ rückwirkende Ausgaben Nr. _____)

Lieferbedingungen: Jahresbezugszeit ist das Kalenderjahr. Jährlicher Bezugspreis 49,- €, Einzelpreis 4,50 €. Zahlung nur nach Rechnungserteilung. Abonnementskündigung nur bis zum 30. Nov. eines laufenden Jahres für das kommende Jahr sowie im Falle von Preiserhöhungen möglich.

Name: _____

Anschrift: _____

E-Mail .....

Tel.: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Dieser Abonnementsauftrag kann innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich an obige Anschrift widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

_____
Unterschrift des neuen Abonnenten

Wir empfehlen den Bezug der Schlesischen Nachrichten sehr!

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preis von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

60 Jahre Liedpatenschaft der Stadt Wetzlar

Um das Liedgut der einst deutschen Siedlungsgebiete in Osteuropa nach der Vertreibung vor der Vergessenheit zu bewahren, hat die Stadt Wetzlar im Jahre1962 eine „Patenschaft für das Ostdeutsche Lied“ übernommen, die nunmehr 60 Jahre besteht und die weiter gepflegt wird. Informationen über den gebietlichen Umfang der Patenschaft, über die Aktivitäten und die Dienstleistungen der Patenschaftsstelle und die herausgegebenen Liederbücher können angefordert werden bei

Patenschaft der Stadt Wetzlar für das Ostdeutsche Lied
Hauser Gasse 17, 35578 Wetzlar
Telefon: 06441 99-1031, Fax: 99-1034
E-Mail: ostdeutscheslied@wetzlar.de

Die Patenschaft umfasst folgende Gebiete

Baltikum, Banater Schwaben, Batschka, Berlin-Mark Brandenburg, Bessarabien, Buchenland, Dobrudscha, Galizien, Gottschee, Jugoslawien, Karpaten, Litauen, Masuren, Niederschlesien, Oberschlesien, Ostpreußen, Pommern, Sathmar, Siebenbürgen, Slawonien, Slowakei, Sudetenland, Syrmien, Ungarn, Westpreußen, Wolhynien, Zips.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	04
Gruß der 1. Vorsitzenden, Tage in Namslau	05 – 09
Der kleine Teich	10 – 12
Schlesische Familiennamen	13 – 15
Der Feurige Drache	15 – 17
Wehrbauten schlesischer Städte	17 – 20
Heidebilder	20 – 22
Im Zauber von Rübezahls Abendburg	23 – 25
Der Teufelstaler	26 – 28
Wer kennt schon Rübezahl	28 – 31
Lausbubenstreich	31 – 32
Der alte Grimke	32 – 35
Das Kreuz von Granitz	35 – 37
Pfingsten mit Eichendorff	37 – 41
Familiennachrichten	42 – 51

Liebe Landsleute,

der Redaktionsschluss naht und wir schreiben das Grußwort aus Namslau.

Seit ein paar Tagen sind wir hier, haben eine kleine Ferienwohnung, im 5. Stock ohne Fahrstuhl, extra ausgewiesen behindertengerecht, mit Blick zum Rathaus, dessen Uhr 12 Minuten nachgeht und haben unseren Westie natürlich mit dabei. Den Reisebericht lesen Sie dann anschließend.

Als ich 1978 das erste Mal Schlesien besuchte, kam ich mit meinem Schulrussisch, welches in der ehemaligen DDR ein Pflichtfach war, nicht viel weiter als heute. Im Jahr darauf besuchte ich die Volkshochschule, 20 Stunden – mehr wurde nicht angeboten. Erst später wurde mir klar, dass Polnischlernen für mich mit schlesischen Wurzeln nicht erwünscht war. Und wie gut könnte ich es heute gebrauchen!

Gibt es jüngere Leute im Verein, die Polnisch sprechen? Bitte melden Sie sich!

In den wenigen Tagen haben wir hier viel Herzlichkeit erfahren. Viele Menschen freuen sich, wenn sie die deutsche Sprache hören, sind außerordentlich hilfsbereit und interessiert.

Schlesien – Namslau – die Dörfer – Felder und Wälder – unvergessen. Wir sollten bei unseren Kindern und Enkeln das Bewusstsein wachhalten, dass dies ein Stück Heimat ist.

Vielleicht gelingt es Ihnen, liebe Landleute, dass auch Ihre Kinder Mitglied im Verein werden. Der

Jahresmitgliedsbeitrag ist wirklich moderat. Die zurückgehende Mitgliederzahl bereitet dem Vorstand Sorgen.

Wir freuen uns, wenn Sie uns schreiben. Haben Sie Beiträge, die im Heimatgruß allen Mitgliedern zugänglich gemacht werden können, dann scheuen Sie sich nicht, uns diese zu schicken.

Vielfach wurden wir hier verabschiedet mit den Worten „Bis bald!“.

Wir verbleiben mit herzlichen Grüßen aus Namslau

Dr. Michael Faber und Angela Bierhahn

Tage in Namslau

von Angela Bierhahn

Seit dem Tod meiner Mutti war ich nicht wieder in Schlesien. Der letzte Besuch mit ihr, alles wollte ich mit ihr in Erinnerung behalten. Und doch wollte ich mal wieder fahren. Das Frühjahr bot sich jetzt an. Mein Mann übertrug die Reiseplanung an mich. Frau Feja in Glausche lebt leider nicht mehr, der Kontakt war abgerissen und so verbrachten wir die Tage in unmittelbarer Nähe des Namslauer Rathauses.

Es war nun auch meine erste Anreise mit dem Auto. Dank einer guten Beschreibung, Abfahrt Oels nehmen, durch unseren Presse- und Kulturwart Walter Thomas, kamen wir wohlbehalten in Namslau an und staunten nicht schlecht über unsere Ferienwohnung, welche ohne Fahrstuhl zu erreichen ist, gelegen in der

5. Etage. Der Blick über den Markt zum Rathaus entschädigte dann den mühsamen Aufstieg.

Den ersten Tag verbrachten wir mit Erkundungsgängen in Namslau, besuchten Oels, Schmograu und Glausche. Eine Kartenskizze meines Onkels Alfred – von vor 45 Jahren – leistete mir wieder gute Dienste. Der Weg zum Haus ist immer noch ein Feldweg, der nächste Nachbar (Malcherek) war auch zu Hause. Glausche ist immer noch sieben Kilometer lang. Es gibt viel Lückenbebauung, viele neue Häuser, aber auch alte Bausubstanz, vor allem Stallungen.
Wenige Leute sprechen deutsch, jüngere Leute ein wenig Englisch. Dennoch klappte die Verständigung gut. Nur hin und wieder wurden wir misstrauisch beäugt. Nach erklärenden Worten war oftmals das Eis gebrochen. Jüngere Leute wussten nicht, dass bis 1945 Deutsche hier gelebt haben und im Januar 1945 bei Eiseskälte vor den Russen fliehen mussten.
Wir verabredeten einen weiteren Besuch. Müde fielen wir nach einem herrlichen Essen, bei uns würde man sagen im Ratskeller, ins Bett.

Tag 2:
Heute führte uns der Weg zum Stausee nahe Michelsdorf und zur dortigen Schrotholzkirche. Wir hatten Glück und der Pfarrer zeigte uns mit Stolz das Innere der Kirche zum Heiligen Erzengel Michael. Überwältigende, teils historische Dekorationen hinterließen einen atemberaubenden Eindruck.
Am frühen Nachmittag führte uns der Weg zur Vorsitzenden des Deutschen Freundeskreises (DFK) Frau Elzbieta Woloszyn, wo wir herzlich aufgenommen wurden. Wir lernten uns kennen, tauschten uns aus und sprachen über den Heimatverein. Ich wurde zudem reichlich mit Literatur zu Schlesien beschenkt. Ein Wiedersehen ist geplant.

Gegen Abend führte uns der Weg in Namslau zur römisch-katholischen Kirche St. Peter und Paul in Namslau, welche zum Erzbistum Breslau gehört.

Tag 3:
Heute führte mich ein Besuch in die Schule Nr.3 in Namslau, Grund- und Hauptschule von Klasse 1 bis 8. Das Sekretariat rief die Englischlehrerin, welche mich zur Deutschlehrerin brachte. Ohne „Aufwärmphase“ plau-derten wir über verschiedene Themen. Sie ist sehr betrübt darüber, dass der Deutschunterrichtsanteil gekürzt wurde und weiter gekürzt werden wird. Sie wünscht sich sehr, dass der Austausch mit der Jugend Euskirchen wiederbelebt wird, auch wenn die Entfernung sehr weit ist.

Nach dem Mittagessen mussten wir zwangsläufig eine Autowerkstatt aufsuchen, meine Kofferklappe ging nicht mehr auf. Ein pfiffiger Monteur hatte das Problem mit nur wenigen Handgriffen gelöst. Vorerst, … denn das Phänomen des Öffnens und Nichtöffnens trat immer wieder auf, so dass ich also immer mal wieder gezwungen war, von innen mich in den Kofferraum zu bewegen und die Klappe zu öffnen. Mal funktionierte es einige Mal, dann wieder nicht, also irgendein mechanisches und elektronisches Problem. Mein Weg wird mich in Deutschland dann in eine Fachwerkstatt führen.

Der nächste Weg führte uns nach Schwirz zu Familie Biallas. Auch hier gab es ein herzliches Kennenlernen bei Kaffee und Gebäck und einen ebenso intensiven Austausch.
Vielen Dank auch an Walter Thomas, der den Kontakt herstellte. Wir freuen uns auf ein zukünftiges Wiedersehen.

Tag 4:
Für heute hatten wir uns einen Stadtbummel Namslau, einige kleine Dörfer und nochmals Glausche vorgenommen. Beeindruckt sind wir von den vielen Kirchen, den gut gepflegten Friedhöfen und der Sauberkeit entlang der Landstraßen, riesigen Rapsfeldern, den wenigen Schmierereien an Bushaltestellen und Hauswänden, den vielen Abfallbehältern in der Stadt (ja, Dreckecken gibt es auch), den vielen kleinen und größeren Möglichkeiten zum Essen und Verweilen, gut gepflegten Rasenflächen und Gärten, Einkaufszentren mit Kaufland, Rossmann etc.
Am heutigen Tag Christi Himmelfahrt, der in Polen kein Feiertag ist, sahen wir vielfach, dass die Heilige Erstkommunion am späten Nachmittag in den Kirchen vorbereitet wurde.

Tag 5:
Heute stand Breslau im Programm. Eine Stadt mit Geschichte und wahnsinnig vielen Dingen, die man gesehen haben muss. Natürlich durfte das Denkmal für Papst St. Johannes XXIII. nicht fehlen.
Leider kam aus verschiedenen Gründen ein Treffen mit dem Präsidenten der Gesellschaft der Freunde von Namslau und den Namslauer Landes Mateusz Magda nicht zustande. Es wird nachgeholt.

Hinter uns liegen erlebnisreiche Tage mit herzlichen Begegnungen, netten Menschen, vielen bisher unbekannten Stätten der schlesischen Kultur und Heimat. Wir sind dankbar für diese Tage.

Dr. Michael Faber und Angela Bierhahn

Die Bergseen des Riesengebirges
Der kleine Teich
von Erhard Krause

Noch großartiger und imposanter als der düstere Große Teich wirkt der malerische Bergsee des Kleinen Teiches auf den Beschauer. Von drei Seiten von dunklen, nahezu 200 m schroff abstürzenden Felswänden eingeschlossen, in deren tiefen Spalten auch im Hochsommer häufig nch Schnee liegt, bietet er mit der auf schmaler Wiesenfläche gelegenen, einsamen Kleinen Teichbaude ein Landschaftsbild, das in seiner Naturszenerie an die Alpenwelt erinnert. Sein 241 m langer, 166 breiter und 6,5 m tiefer Wasserspiegel, der eine Fläche von 2,9 ha misst, liegt 1183 m ü.M. in der hohen und romantischen Schlucht, die westlich und südlich vom Kamme des Lahnberges und östlich von dem schroffen Abhange der Seiffenlehne gebildet wird.

Der Bergsee ist wie der Große Teich ein altes Gletscherkar und birgt viele Forellen. Mehrere Rinnsale, das stärkste in der Südostecke, führen ihm sein Wasser zu. Der Teichabfluss, der sich in der Nordwestecke befindet, stürzt, bald vereinigt mit dem Wasser des Großen Teiches, unter dem Namen „Große Lomnitz“ in einer Hauptgebirgsspalte, dem Großen Lomnitztal, nach Norden, nimmt bei der Schnurrbartbaude unterhalt Birkigt die Kleine Lomnitz aus dem Melzergrunde auf und fließt durch Erdmannsdorf zum Bober bei Nieder-Lomnitz.
Verschönt und in dem düsteren Ernst der Landschaft gemildert wird der Kleine Teich durch die an seiner Ostseite befindliche, in ihrem Baudencharakter noch ganz ursprüngliche Kleine Teichbaude mit Umgebinde und kleinen Glockentürmchen, dessen Glocke dreimal täglich, früh, mittags und abends, geläutet wurde. die

Baude lehnt sich an die mächtige Moräne an, durch die der Teich talwärts abgedämmt wird. Sie gehörte früher dem Kommerzienrat Richter in Arnsdorf, später zur nahen Hampelbaude. 1923 wurde sie in altschlesischem Stil umgebaut und bot gute Unterkunft und Bewirtung.

Der Kleine Teich mit der Kl. Teichbaude und der Hampelbaude

Die Flora der Kleinen Teichschlucht zeichnet sich durch botanische Seltenheiten aus. Im Sommer kann man auf schmalem Steig den Teich rings umgehen., im Winter aber besteht Lawinengefahr. Vom Südufer führt der beschwerliche sogenannte „Schmugglersteig“, der in alter Zeit häufig von Paschern benutzt wurde, direkt auf den Kamm, wo der Hauptkammweg in 1360 m Höhe am Rand der Steilwände die Kleine-Teich-Grube umgeht und in südlicher Richtung zum Koppenplan und der Schneekoppe verläuft. Östlich von der Kleinen Teichbaude gelangt man auf steilem Anstieg in 15 Minuten zu den jenseits des Teiches gelegenen Hampelbaude (1258 m), der ältesten Kammbaude im schlesischen Riesengebirge, die bereits 1654 urkundlich erwähnt wird.

Das ganze Gebiet um den Kleinen und Großen Teich ist Naturschutzgebiet, und das Baden in den Wasserläufen und Teichen, das Abrollen von Steinen und Felsblöcken, das Klettern an den Felshängen, das Abreißen und Beschädigen von Pflanzen, das Fortnehmen von Eiern, Nestern und sonstigen Brutstätten von Tieren, wie überhaupt das Nachstellen, Fangen und Beunruhigen derselben, war in der deutschen Zeit streng verboten. Auch jetzt wieder sind die beiden Bergseen in den Naturschutzpark einbezogen, der in dem jetzt unter polnischer Verwaltung stehenden schlesischen Teil des Riesengebirges in den letzten Jahren geschaffen wurde.

Die eindrucksvolle Naturszenerie des Kleinen Teiches hat der Maler der Romantik, Ludwig Richter, während seiner Wanderung durch das Riesengebirge in einer Skizze für ein herrliches Gemälde festgehalten, das sich in der Berliner Nationalgalerie befindet.
aus: Schlesischer Heimatkalender 1967 von Dr. Karl Hausdorff

Schlesische Familiennamen
von Alfons Hayduk

Wenn sich auch nicht in Kürze Erschöpfendes sagen lässt, so gibt doch bereits ein kleiner Streifzug ein aufschlussreiches Bild zur Namensfrage. Namensforschung ist ein weites, aber dankbares Feld. Namen kommt von nennen und wird, wie in Wasserziehers „Woher?“ nachzulesen, abgeleitet von dem gotischen „namnjan“ und dem althochdeutschen „nemnan“.

Die schlesischen Familiennamen weisen manche Eigenheiten auf, die für sie kennzeichnend sind. Sie weisen oft auf die mundartliche Herkunft hin und leugnen auch nicht die slawische Nachbarschaft.

Der Volkskundler Prof. Klapper nenne die schlesischen Ortsnamen „lebendige Urkunden der Siedlungszeit“. Mit gleichem Recht können wir auch die Flurnamen, die Flussnamen, die Hausnamen und Hauszeichen als solche Dokumente bezeichnen. Und, nicht zuletzt, auch die Straßennamen unserer heimatlichen Städte. Sie erzählen uns, vor allem in der Innenstadt, von Werden und Struktur, ja sie sind ein lebendiger Stadtplan: Hintermarkt, Altmarkt, Neumarkt, Salzmarkt, Eisenkram, Fleischbank, Töpperplan, Bleiche und dazu die vielfältigen Formen: Schmiede- und Schuhbrücke, Fischer-, Messer-, Gerber-, Färber-, Bader-, Riemer-, Bäcker- und wie die -gassen und -straßen alle heißen! Aus ihnen spricht jedenfalls die handwerkliche Überlieferung.

Sie spricht auch aus manchen Personennamen, die etwa mit der 13. Jahrhundert in Schlesien aufzukommen begannen. Da begegnen wir den Namen Weber, Schuster, Gerber, Schuhmann, Zimmermann,

Fleischer, Schlosser, Keßler, Löffler, Krüger, Wagner, Fischer, dem Namen Müller mit allen möglichen Abwandlungen. Wechselnde Schreiberlaune ändern diese den Handwerken entnommenen Namen ebenso wie die zeitweise vornehmlich in Oberschlesien aufkommende Slawisierung der Personennamen, wie es das Grenzland so mit sich bringt.

In der Namengebung der Schlesier spielen die von Vornamen zu Familiennamen gewordenen Bezeichnungen eine wesentliche Rolle. So begegnet uns der für Schlesier typische Name Nickel bereits um 1300, dann Heinrich, Seifert (von Siegfried), Konrad, Heinze, Heinel und so fort. Die im Mittelalter beliebten Heiligennamen gehen reihum und werden landschaftlich vielfach abgewandelt. Da wird aus Andreas ein Anders und Enders, aus Bartholomäus und dem deutschen Barthel der eigenschlesische Bartsch. Zahlreich sind die Ableitungen aus Johannes und Hans: Jahn, Jäntsch, Jentsch, Jeschke, Hensel, Hanke und der ganz schlesische Hentschel. Wer vermutet nicht Schlesier hinter den Namen Blaschke und Paschke? Blaschke kommt von Blasius, Paschke von Paul, aus dem übrigens auch Peschel entstand und der sehr landläufige Name Pohl, der also mit Pole überhaupt nichts zu tun hat. Oder wer vermutet hinter Nitsche, Nitschke und Klose den guten alten Nikolaus?

Herkunftsnamen freilich sind auch im Schlesischen, wie überall, anzutreffen. Dime Namen Wiese, Wiesner, Busch, Holz, Holzner, Forche (von Föhre), Lindner, Weidner, Buchholz, Überschär sind sozusagen Feld-, Wald- und Wiesennamen. Nach dem Herkunftsort oder Land bekam mancher Schlesier natürlich auch seinen Namen: Friese, Beier, Böhm, Unger, dazu Nemitz (= der Deutsche), Schlensog (= der Schlesier), Mosler (= der von der Mosel), Brieger, Meißner, Ölsner, Bresler,

Gloger – wie oft hörten und lasen wir daheim diese Namen, ohne zugleich der Herkunftsstädte der Vorfahren zu gedenken.

Ja, es ist ein weites Feld, sich mit unseren schlesischen Personennamen zu beschäftigen. Sie erzählen uns mehr, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, sie berichten aus Landschaft, Geschichte und Werdegang unseres Volksstammes und sollten darum als ein Stück Heimat wertgeschätzt werden.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1962 von Dr. Karl Hausdorff

Der Feurige Drache im Oelser Lande
von Alfons Hayduk

Der Drache ist ein Fabelungeheuer, der uns als Lindwurm vor allem aus der Siegfriedsage bekannt ist. Der Name reicht ins graue Altertum zurück und bedeutet nicht nur ein scharfblickendes geflügeltes Untier, sondern auch den Teufel, der hier leibhaftig verkörpert ist.

Drachensagen gehören also zum ältesten Erzählgut. Wenn uns eine solche aus dem Oelser Lande überliefert worden ist, so mag das kein Zufall sein. Denn die Herrschaft Oels erscheint schon im Jahre 1312 als selbständiges Fürstentum in der Geschichte Schlesiens. Rechts der Oder in der weiten, reichen Ackerebene gelegen – die kleine Herzogsstadt erhielt 1255 deutsches Stadtrecht -, haben seine Herren immer wieder eine Rolle im Wechsellauf der Jahrhunderte gespielt. Zuletzt war die Herrschaft Oels

ein Thronlehen des jeweiligen Kronprinzen von Preußen.

Im alten Oelser Lande liegt das Dorf Kritschen. Dort hauste ein feuriger Drache. Er wohnte auf dem Dachboden eines Bauern, der durch das Fabelwesen aber keinen Schaden hatte, sondern zu großem Reichtum gelangte. Denn dieser Drache tat keinem Menschen etwas zuleide. Er behelligte niemanden und war tagsüber niemals zu sehen. Aber in der Nacht gewahrten die Dorfbewohner des Öfteren einen feurigen Schein. Dieser zog wie ein Kometenschweif durch die Dunkelheit über Land, und wenn er zurückkehrte, endete sein Flug immer in der offenstehenden Bodenluke jenes Bauernhauses, in dem er Quartier genommen hatte.

Die Leute erzählten mancherlei von dem seltsamen Nachtgetier mit dem feurigen Schweif. So war es ein offenes Geheimnis, dass der Drache seinem Bauern, der darüber natürlich kein Wort verlauten lassen durfte, von den nächtlichen Ausflügen eine Unmenge Korn und alle Arten Getreide heimbrachte. Das geflügelte Wesen, so hieß es, spie das Mitgebrachte jeweils auf dem Schüttboden aus, und unser glücklicher Bauersmann hatte so allzeit einen riesigen Vorrat von Getreide im Haus, so dass nicht nur sein eigener Bedarf gedeckt war, sondern er auch noch nach Herzenslust den Nachbarn abgeben und an die Breslauer Getreidemakler zu jeder Zeit beliebig viel verkaufen konnte.

Dieser so schätzenswerte Drache war also keineswegs eines der gefährlichen feuerschnaubenden Ungeheuer, wie sie uns sonst in alten Heldensagen und abenteuerlichen Ritterromanen begegnen. Es war ganz offenbar ein recht manierliches, glückbringendes Tier

und soll nicht größer als ein Hühnchen gewesen sein. Dorfleute, die bei jenem Bauern ein und aus gingen, erzählten, sie hätten wohl recht mit ihrer Vermutung, dass dort ein zahmes Hühnchen, das jedermann sehen könne, sich unauffällig zwischen Tisch und Stühlen, Bänken und Betten bewegte.

Dieser Verdacht sollte sich bestätigen. Nach einer schweren Regennacht ging einmal ein Bauernmädchen über die Äcker. Da erblickte es am Rain eines Getreidefeldes ein scheu auf der Erde hockendes Federtier. Das sah aus wie ein junges Rebhuhn und war völlig durchnässt. Es konnte seine Flügel nicht gebrauchen und duckte sich ängstlich nieder. Das Mädchen hatte ein gutes Herz. Mitleidig nahm es sich des hilflosen Hühnchens an und brachte es nach Hause, wo sich ein warmes Plätzchen in der Nähe des Herdes fand. Das zitternde Tierlein erholte sich rasch. Auf einmal begann es eine Unmenge von Getreidekörnern auszuspeien, unheimlich viel, einen ganzen Berg.

Dann war das Hühnchen plötzlich verschwunden. Die erschrockenen Hausleute wussten gleich, dass es nur der feurige Drache sein konnte, den sie da aufgenommen hatten.
Al sie das Getreide einsammelten, waren es sieben Säcke voll.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1959 von Dr. Karl Hausdorff

Wehrbauten Schlesischer Städte
von Prof. Dr. Günther Grundmann

Die schlesischen Städte des hohen Mittelalters waren größtenteils stark befestigt. Diese Befestigungsanlagen waren allerdings erst in ihrer charakteristischen Form zu Zeit der Hussitenkriege vervollständigt und ausgebaut worden. Der Bartel Weihnersche Stadtplan von Breslau vom Jahre 1592 zeigt eine solche Wehranlage mit nassem Graben, Mauern, Türmen und Toren noch in seiner ganzen Großartigkeit und es gab und gibt wohl auch heute noch einige Städte, bei denen sich fast der ganze oder zumindest der größere Teil des Mauerzuges erhalten hatte, wie in Löwenberg und Freystadt in Niederschlesien, Namslau in Mittelschlesien, Pitschen und Patschkau in Oberschlesien. Die dem Gebirge näherliegenden Städte hatten Feldsteine, Löwenberg sogar gequaderte Sandsteine zum Bau verwendet, in den ebenen Gegenden waren Mauern, Tore und Türme aus Backstein. Oft war die Burg in den Mauerzug mit einbezogen, wie es in Bolkenhain oder Namslau noch sehr gut zu sehen war.

Im allgemeinen bestand die Stadtbefestigung aus einer hohen mit Türmen und Halbtürmen besetzen Mauer, einem Zwinger, dem eine niedrige Parchenmauer mit Weichhäusern vorgelegt war, dann folgte ein breites Vorfeld mit oder ohne Graben und dieses begrenzte ein Erdwall. Nicht immer war die Mauer mit einer hölzernen Überdachung des Wehrganges wie in Löwenberg versehen, aber diese Überdachung war so recht das eigentliche Kennzeichen der sorgsam und bewachten Stadt.

Die eigentlichen Schwerpunkte der Befestigung konzentrierten sich auf die Tordurchlässe, denn sie

waren die gefährdetsten Stellen des Verteidigungssystems. Die schönste Toranlage mit Zwinger befindet sich am Reichenbacher Torturm in Görlitz, es ist der sogenannte Kaisertrutz, eine vor die Toranlage vorgeschobene mehrgeschossige Bastion mit kleinem Rundhof, aus dem ein Turm über die Höhe des ringsumlaufenden Wehrganges herausragt.

Auch das Krakauer Tor in Namslau besaß noch eine eindrucksvolle Zwingeranlage in Backstein, und am Schildauer Tor in Hirschberg befand sich eine große Rundbastion, die jedoch schon im 18. Jahrhundert zur St. Annenkirche ausgebaut wurde. Diese Gepflogenheit, an den Toren Kapellen anzulegen, lässt sich mehrfach bereits im Mittelalter, so in Jauer, Striegau und andernorts beobachten.

Die Stadtbefestigungen waren reine Zweckbauten. Infolgedessen wirkten sie mehr durch ihre architektonische Gesamtform als dass sich an ihnen Schmuckformen befanden, aber an den Toren war die Anbringung des Stadt- und Landeswappens geradezu üblich. Vom Obertor in Glogau und vom Nikolaitor in Breslau haben sich schöne Spätgotische sakrale oder profane Figurengruppen – freilich nach Abbruch der Tore an andere Gebäude versetzt – erhalten.

Schließlich haben manche Tortürme in späterer Zeit zinnenbewehrte Aufbauten, Staffelgeschosse mit reicher Attika – so als schönster Bau der Breslauer Torturm in Neisse – oder barocke Laternen (Reichenbacher Torturm in Görlitz, Brüderturm in Lauban) erhalten. Die eigenartigste Verzierung besaß wohl der Laubaner Torturm in Löwenberg, um den eine in Sandstein ausgehauene Kette mit Schloss als ringsumlaufendes Ziermotiv, zugleich als Sinnbild für

Sicherheit und Schutz in Zeiten der Gefahr angebracht war.

Schon das 17. und 18. Jahrhundert hat vielfach die mittelalterlichen Anlagen zugunsten mächtiger bastionärer Erdbefestigungen in Sternform wie in Breslau, Glogau oder Neisse beseitigt, aber erst im 19. Jahrhundert waren die Reste wirklich zwecklos geworden und wurden bis auf wenige Ausnahmen Opfer der Stadterweiterungen und des Verkehrs. Aber ihre Grundform erhielt sich fast überall in dem baumbestandenen Promenadengürtel, der an ihrer Stelle mit freundlichem Grün die Altstadtkerne umzog.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1959 von Dr. Karl Hausdorff

Heidebilder
von Prof. Dr. Rudolf Winde

Auch die schier endlosen Kiefernforsten Nieder- und Oberschlesiens besitzen ihre stillen Schönheiten. Geheimnisvolles Halbdunkel lockt hier in unbekannte Einsamkeiten. Ein paar helle Birken säumen noch ein kurzes Stück die breiten, sandigen Wege, dann aber erblickt das Auge nur noch Kiefern und immer wieder Kiefern. Leise rauschen ihre grünen Kronen im Spätsommerwind, nur das Klopfen eines Spechtes unterbricht von Zeit zu Zeit die wohltuende Stille.

Leer und gleichförmig erscheint der Wald, schnurgerade „Schneisen“ durchziehen ihn. Der Waldboden selbst wechselt je nach Feuchtigkeit das Aussehen. Statt des meist fehlenden Unterholzes breiten Brombeerbüsche ihre langen, dornigen Ranken aus; zu Ginstersträuchern gesellen sich hohe, silbrige

Gräser. An vielen Stellen bedecken nur Flechten und abgefallene Kiefernnadeln den bloßen Sand, wie dunkle Rasenflecke erscheinen die immergrünen Preiselbeerpflänzchen dazwischen. Größere Flächen überzieht der ebenfalls genügsame Heidelbeerstrauch mit einem grünen Teppich. Hier sammelten in den ersten Juliwochen Frauen und Kinder die köstlichen Blaubeeren, die häufig schon am Waldrande sofort von Händlern aufgekauft und nach den Großstädten versandt wurden.

Am meisten verbreitet aber ist das Heidekraut. Überall finden wir es, besonders an den Lehnen der Wegränder, wo die Kaninchen sich sonnen. Schon schimmern die Knospen in zartem Rosa, und nur ein oder zwei Wochen – da liegt das große Leuchten über der Heide. Da trägt sie ihr Festgewand, und schmunzelnd verfolgt der Imker, wie die fleißigen Bienen Wabe um Wabe mit Honig füllen. Auch gute Pilze bringt der lockere Boden hervor. Ja, das ist eines der vielen Geheimnisse der Heide: aus kargem Boden schafft sie für viele Menschen Brot und Lohn!

Farnkräuter und der würzig duftende Rosmarin verraten feuchten Untergrund. Fichten, Erlen und Eschen mischen sich in das Einerlei des Kiefernwaldes, durch die sumpfige Senke zieht ein Bächlein. Hinter einer moorigen Waldwiese, von der ein Reh erstaunt herüberäugt, träumt ein See. Schilfbüsche und Binsen umrahmen ihn; Taucher, Wasserhühner und wilde Enten tummeln sich auf der glänzenden Fläche zwischen den Wasserrosen. Viele Teiche waren in der Bartschniederung zu einer ertragreichen Fischzucht eingerichtet worden. Unter den Moospolstern steckt der braune Torf; er wurde von Heidebauern zum Heizen oder als Streu verwendet.

Felder künden ein Dorf an. Wald ist hier zum Acker gemacht worden. Kartoffeln, etwas Roggen, Gerste und Hafer nährt die leichte Bleicherde: schwer ist es, der Heide das Brotgetreide abzuringen. Am Rande eines Flußtales liegen die einfachen Häuschen; Wurzelstöcke gerodeter Kiefern, hochaufgeschichtete Holzscheite und ein paar Haufen Reisig und Streu unter der Hoflinde zeigen, wie eng der Mensch mit seiner Heide verbunden ist. Auf den Wiesen der Aue weiden Kühe; alte Eichen spiegeln sich in dem leise rauschenden Wasser, und vom jenseitigen Talrand, wo der Wald wieder beginnt, grüßt der lichte Schornstein einer Ziegelei herüber.

Denn auch Industrien sind in der Heide bodenständig: Sägewerke und Pappenfabriken, Glasbläsereien und schon seit Jahrhunderten wegen der Raseneisenstein-Lager Eisenhämmer und -hütten, deren neuzeitliche Nachfolger, moderne Gießereien, fertiges Roheisen aus Oberschlesien bezogen und Gebrauchsgegenstände für den Haushalt lieferten.

Von Westen her waren die großen Braunkohlen-Tagebaue in unsere Heide eingedrungen. Der Bagger verschlang den Wald; Grubenbahnen ratterten und rasselten, weithin verdarb der schwelende Dunst der Brikettfabriken die reine harzige Luft. Die Glashütten haben sich hier zu berühmten Werken entwickelt, besonders in Weißwasser und Penzig. Immer wieder ragten Schornsteine aus dem Grün der Wipfel -vorbei war’s mit der Stille.
Doch wie sich auch das Bild dieser Forsten von Hoyerswerda bis nach Gleiwitz hin wandeln mag: überall zeigt es, was für den Schlesier seine „Heide“ ist: sandiger Kiefernwald.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1958 von Dr. Karl Hausdorff

Im Zauber von Rübezahls Abendburg
von Alfons Hayduk

Wenn die Strahlen der untergehenden Sonne die ernste und stille Schönheit der Isergebirgswälder und ihrer Hochmoore mit letztem Tagesglanz vergolden, hält der Riesengebirgswanderer im Schreiberhauer Tal überrascht inne. Westwärts, nahe am Hochstein, domt sich wunderbar vor der rosenrot schimmernden Himmelsau eine schroffe Felsenkanzel auf. Ihr Gneisgestein glitzert und leuchtet verzaubert wie die Zinnen und Türme eines sagenhaften Schlosses. Und seit alters geht die Kunde, ein solches habe wahrhaftig auf der Grenze zwischen Iser- und Riesengebirge alle Macht und Herrlichkeit besessen.
Es war die vielbesungene Abendburg.

Wer immer sie erbaut, wer immer auch von hier aus die herrlichen Lande am Fuße der Sudeten regiert und die Schönheit dieser Welt voll Einzigart genossen hat – ein Hauch von überirdischer Wehmut und Sehnsucht umwebt diese Stätte, von der niemand zu sagen weiß, wann und warum das Ungewöhnliche geschah, dass diese strahlende Hochburg des schlesischen Gral sich beim Näherkommen als nichts anderes offenbart denn eine einsame Felsenwildnis.

Wissende wollten darin ein Gleichnis aller Nähe und Ferne entdeckt haben, ein Sinnbild von Zeit und Ewigkeit, von Ahnung des Künftigen inmitten einer versteinten Wirklichkeit. Wie dem nun auch sei, unbestritten bleibt bei allem Geheimnis, dass der heimliche Herr der Abendburg kein anderer ist als der große Geist der Berge, der Rübezahl; der Rubzal oder Ruebzogl, wie er früher hieß.

Seine Spuren, die goldene Adern im Gebirg hinterlassen, gingen vorzeiten Schatzsucher, Glückshänse und Abenteurer nach, weise Männer und wagemutige Gesellen, die weither aus fernen Ländern kamen. Walen, Welsche und Venediger wurden sie vom Volke genannt; und der sanftgewölbte Rücken, der sich zur Mulde von Gablonz und Reichenberg übern Siechhübel abdacht, heißt noch bezeichnend der Welsche Kamm. In die unwegsamsten Gebiete der Sudeten zwischen Altvater und Tafelfichte drangen diese Männer vor, Forscher wie Scharlatane, die Felsen abklopfend und den Sand der Gebirgsbäche siebend, oft in vergilbten Schriften stöbernd und nachprüfend. Das waren die Walenbücher.

Eines der bekanntesten ist das des Hans Man von Regenspurg, anno 1615 im Druck erschienen. Es weiß auch um den Weg zur Abendburg, den es von Hirschberg aus beschreibt: „Habe acht, du wirst stets die Zeichen, jetzt an Buchen, bald an Tannen, bald an Fichten finden. Wenn du an den Berg kommst, so achte auf eine Buche zur Rechten und eine alte Birke zur Linken mit vielen Zeichen. Ergib dich Gott gänzlich, denn du wirst viele Anfechtungen haben.“

Der Anfechter aber ist kein anderer als Rübezahl. Er duldet keine Kostgänger seiner Geheimnisse und mag keine Eindringlinge in seinen unterirdischen Schatzkammern. So schickt er, der urtümliche Naturgeist, mancherlei Schrecken und verstrickt die Waghälse in irreführendes Blendwerk. Er schickt mächtige Bären und unvorstellbare Waldungeheuer, vollführt seltsame Feuersauber wie sommerliche Hagelstürme. Seine Lieblingsgestalt, in der er sich als Warner und Hüter zeigt, ist die eines knebelbärtigen Mönches in grauer Kutte. Ungezählt sind die

Neckereien, mit denen er harmlose Wanderer zu foppen liebt.

Vielleicht hat es seine Richtigkeit, dass er am Herzen der Menschen irre geworden ist, seit die schöne Prinzessin Emma, die ihn Rüben zählen hieß, um mit dem Prinzen Ratibor zu entfliehen, seine aufrichtige Liebe narrte.

Vielleicht auch hatte er, der holdseligen Angebeteten zuliebe, das prächtige Zauberschloss der Abendburg errichtet und alle Herrlichkeit dann in seinem maßlosen Zorn versteinen lassen. Niemand weiß es.

Wer aber den Felsen im Glanz des untergehenden, sanft sich rötenden Tagesgestirns voll Andacht bewundert und, dankbar für alle Schönheit, den Blick zu der noch sonnbeschienen Kammhöhe der Riesenberge erhebt, wunschlos glücklich: der hat eigentlich schon den verlorenen Schlüssel zur alten Abendburg gefunden, die ihre schätze den schenkt, dem nicht gelüstet nach kalten Sälen voll Silber, Gold und Diamanten.

Einem böhmischen Schmuggler hat einst ein wunderschönes Jungfräulein all die Pracht mit flehenden Blicken angeboten und gebeten, er möge, wessen er selbst nicht bedürfe, an die Armen verteilen. Und als er Bedenken hegte, sei plötzlich alles verschwunden, habe statt des Schlosses wieder Fels dagestanden.

Das ist Rübezahls Zauber der Abendburg. Verstehen wir das Walenbüchlein des Hans Man von Regenspurg und seine Wegweisung im rechten Sinne, so behält er trotzdem und allzeit recht mit seiner Abendburg-Verheißung:

„Du wirst Gottes Wunder sehen; denn es gibt keine reichere Stelle auf Erden.“

aus: Schlesischer Heimatkalender 1957 von Dr. Karl Hausdorff

Der Teufelstaler
Ein oberschlesisches Märchen
von Alfons Hayduk

Es lebte einmal ein Mann, der lebte mehr als schlecht und recht und wollte doch reich und glücklich sein. Darum ging er zu einer alten Frau, die mancherlei geheimnisvolle Dinge wusste und fragte, ob es nicht ein Mittel gäbe, durch das ihm geholfen werden könnte.

Freilich, meinte die Alte augenzwinkernd, so etwas gäbe schon, er müsse sich nur drum bemühen.
Und was das wäre? – Ein Teufelstaler!

Der Mann erschrak, denn er konnte sich ja denken, wer bei einem Teufelstaler die Hand im Spiel habe. Schließlich aber fragte er das Weib, wie man wohl zu solch einem Geldstück komme und was es eigentlich damit auf sich habe.

Am besten ists wohl, antwortete die weise Frau, man geht auf den nächsten Jahrmarkt. Da findet sich schon irgendeine Gelegenheit. Und hat man erst den Taler, da ist man ein gemachter Mann. Denn dieser Taler kommt immer wieder zu einem zurück. Man kann machen, was man will, man wird ihn nicht los. Ob man ihr wechselt oder sonst wie ausgibt – nach einer Weile klimpert er einem wieder in der Tasche.

Nicht schlecht, sagte der Mann und zog auf den nächsten Jahrmarkt. Dort war ein großes Gedränge, und der Mann hatte Mühe, auf die Erde zu gucken, weil er glaubte, dort die Silbermünze zu finden. Stattdessen aber stieß ihn ein Fremder an, der war wie ein Jäger gekleidet, ganz grün, und am Hut hatte er eine Hahnenfeder.

Ob der Mann etwas suche? Jawohl, einen Taler! Ob es wohl dieser hier wäre? Misstrauisch schaute der Mann den fremden Jäger an. Doch dieser lachte gar seltsam und sagte dem Sucher, er möge nur das Geldstück nehmen, es sein schon das richtige.

Ehe sichs der Mann versehen hatte, war der Taler in seinen Händen. Von dem Grünrock aber fehlte jede Spur.

Und wirklich: es war ein Teufelstaler! Er kam immer wieder zu dem Besitzer zurück, so oft er ihn auch ausgeben mochte und was er auch anstellte.

Einmal ließ der Mann ihn zur Probe im Gasthaus auf den Wirtstisch liegen, ohne zu wechseln, und ging hinaus. Aber auch da hatte er draußen den Taler wieder im Beutel.

Das wurde dem Manne nun langsam unheimlich. Viele tausend Male hatte er schon die Münze gewechselt und er war dessen doch nicht so recht froh geworden. Auch hatte er weiter keine Ersparnis und auch sonst keinen Besitz; denn unrecht Gut gedeiht ja bekanntlich nicht.

Wohl aber fürchtete er, dass eines Tages der Jäger mit der Hahnenfeder kommen könnte, den Taler mit Zins und Zinseszins zurückzuverlangen.

Und da der Mann in seiner Seele ohnehin nicht froh werden konnte, den Taler aber nicht mehr los wurde, so half nichts anderes als ein Gang zu dem alten Weibe, das um so viele geheimnisvolle Dinge wusste. Ja, ja, kicherte die Hexe schadenfroh, den Teufel wird man so schnell nicht los! Es gibt nur ein Mittel, aber das verrate ich nicht.

Als kein Bitten und beschwören half, würgte der Mann die Alte am Halse und sagte: Wenn mich der Teufel sowieso holt, dann soll er wenigstens dich gleich dazu bekommen!

Da begann nun die Frau um ihr Leben zu flehen und sagte, der Taler müsse ins Wasser geworfen werden, wenn der böse Bann gebrochen sein solle.

Das tat dann auch der Mann und war wirklich den Teufelstaler für immer los.

Und wenn das Wasser ihn nicht inzwischen in die Oder, und die Oder ihn nicht ins Meer gespült hat, so liegt er dort noch heute.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1960 von Dr. Karl Hausdorff

Wer kennt schon Rübezahl?
von Alfons Hayduk

Eingebettet zwischen Mythe und Magie, steigt das Bildnis Rübezahls aus urzeitlichen Tiefen auf. E ist, wie das Riesengebirge erdgeschichtlich ein Grundgebirge ist, selbst ein Archaikum.

Die Forscher haben sich vielseitig mit Namen, Herkunft, Gestalt und Deutung dieser Erscheinung beschäftigt. Ihre Erklärungen sind im einzelnen wohl verschieden, aber im letzten nicht so auseinandergehend, wie es scheinen mag. Es haben so viele Elemente, Zeitalter und geistige Strömungen mitgewirkt, dass es an der Zeit wäre, ein summarisches abschließendes Wort zu finden. Dass sich bislang dafür niemand gefunden hat, zeugt in holder Ironie für die bekannte rübezahlische Tücke, immer dann zu entwischen, wenn man glaubt, gerade seiner habhaft geworden zu sein. Nein, dieser Rübezahl ist weder mit List, noch mit Wissen und Witz, noch mit sonstigen menschlichen Schlichen und Schlingen zu fassen.

Der Berggeist ist letztlich wirklich ein Hauch, eine Aura, etwas Unfassbares, Unfassliches. Man mag ihn als versunkenen Naturgottheit einordnen, als zürnenden Wetterdämonen, als erträumtes Wunschgebilde, als gespenstischen Schatzhüter, als neckischen Schelm und Unfugstifter, als Schutzherrn der Berge, der das Gute zu lohnen und das Böse auf drastische Weise zu strafen weiß – er ist alles in einem. Und doch hat man immer nur ein Zipfelchen seiner rauhhaarigen Kutte in der Hand. Irgendwo und irgendwie bleibt ein ungeklärter Rest.

Das beginnt schon mit der sprachlichen Ableitung seines Namens. Unverkennbar stammt sie aus deutscher Wurzel, soviel ist gewiss. Wasserziehers einschlägiges Wörterbuch führt sie auf das mittelhochdeutsche „ruebezagel“ = Rübenschwanz als eigentlichen Spottnamen zurück, der auch mit der ursprünglichen Form des mittelhochdeutschen „rabsame“, ruobsame“ = Rübensaat und dem

althochdeutschen „raba“ = Rübe zusammenhängen mag.

Merkwürdigerweise ist bis heute seitens der Forschung einer immerhin aufschlussreichen Mitteilung des führenden schlesischen Volkskundlers Joseph Klapper nicht weiter nachgegangen worden. Ihr zufolge kommt der Name Rübezahl seit etwa 1230 mehrfach im Ostfränkischen und Hessischen als Personenname vor. Da nun gerade in dieser Zeit der Herzogin und Heiligen Hedwig, deren Bruder Ekbert Bischof von Bamberg war, Franken und Hessen hervorragend am Werk der deutschen Besiedlung Schlesiens beteiligt gewesen sind, sollte jene Namensspur einmal aufgenommen werden. Möglicherweise stoßen wir auf eine jener vergessenen oder später umgedeuteten mittelalterlich-deutschen Wander- und Siedlungssagen, unter denen man zum Beispiel überraschenderweise in jüngster Zeit auch die Sage vom Rattenfänger von Hameln entdeckt hat.

Der Wandel der Rübezahl-Myte im Laufe späterer Jahrhunderte ist weithin bekannt. Die schatzgrabenden Walen und Venediger wissen von dem „erschröcklichen Gespenst in den Riesenbergen“ zu berichten. Und sobald diese Schreckbilder literaturkundig und -fähig sind, können die Herren gelehrten Literaten damit beginnen, ihre Phantasie ungezügelt schweifen zu lassen und ihr einträglich loses Spie mit dem Geist der Berge treiben.

Schon taucht er in der Hüttelschen Chronik von 1576 als Wetterdämon des Aupatales auf böhmischer Seite auf. Bald muss er dazu dienen, das Ansehen der kräutersammelnden Laboranten von Krummhübel und Arnsdorf diesseits der Berge zu erhöhen, womit dann die Quacksalber auf der Leipziger Messe

allgemeines Aufsehen zu erregen wissen. Da ist er bereits „weltberufen“, und der Leipziger Magister Praetorius (unlateinisiert ein schlichter Johannes Schulze) kann nach dem 30jährigen Kriege an die 250 Histörchen in drei Bänden auf den Buchmarkt bringen.

Jetzt wird munter drauflos fabuliert. Hundert Jahre später macht der Weimarer Musäus das Rennen, das bis heute nicht aufhört. Zu Beginn unseres Jahrhunderts vermag ein echter Dichter dem unverbindlich und farblos gewordenen Bildnis Glanz und Tiefe der Ursprünglichkeit zurückzugeben: Carl Hauptmann! Er erinnert uns Nachfahren rechtzeitig daran, dass Rübezahl unendlich mehr ist als eine billige Fabelgestalt für Kinderbücher.

Auf dunklem Goldgrund wandert er weiter durch die Gezeiten in alle Zukunft, der schlesische, der deutsche Geist der Berge: Rübezahl.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1961 von Dr. Karl Hausdorff

Lausbubenstreich
von Karl-Ernst Lober (+)

Während der Kriegszeit wurde die Namslauer Polizei durch sogenannte „Hilfspolizisten“ verstärkt, die zur Unterscheidung von ihren aktiven Kollegen auch eine andersfarbige Uniform trugen.

Einer dieser Hilfspolizisten muss in der Vorstadt eine Gärtnerei betrieben haben, denn er war uns schon vor seiner Dienstzeit durch die Tatsache bekannt, dass er

auf dem Wochenmarkt in einer der vorderen Reihen seinen Stand in Richtung Bahnhofstrasse hatte. Dort bot er seine Erzeugnisse an und beim Schreiben dieser Zeilen kommt die Erinnerung, dass zu seinem Angebot auch Goldfische gehörten.

Dieses Wissen trug in unseren Augen nicht zur Stärkung seiner Autorität bei, während die richtigen Polizisten – vielleicht mit Ausnahme von „Kinderputz“ – für uns Jungens noch Respektpersonen waren.

So blieb es nicht aus, dass dieser Hilfssheriff bald Ziel unserer jugendlichen Aktivitäten wurde. Wenn der Ring am Nachmittag kein lohnendes Objekt für eine „verliebte“ Runde bot und auch sonst keine Anlässe für einen Streich erkennbar waren, wurde zu seinen Dienstzeiten die Polizeiwache, die auf der Westseite des Rathauses untergebracht war, Ziel unserer Untaten.

An der Tür zur Polizeiwache war eine ganz normale Klingel montiert. Wenn die Luft rein war, steckten wir ein angespitztes Streichholz in die Klingel und lösten damit einen „Daueralarm“ aus. Wir verschwanden dann schnell in der Telefonzelle, die am Rathaus in Richtung Kaiser’s-Kaffee-Geschäft stand und „spielten“ telefonieren. Wenige Augenblicke später kam unser Polizist mit Tschako und Koppel ausgestattet aus der Tür gestürzt und konnte keinen Hilfsbedürftigen entdecken. Wir aber mussten uns bemühen, die Freude über unseren Erfolg nicht zu laut werden zu lassen, denn die Entfernung zwischen der Telefonzelle und der Tür zur Polizeiwache betrug nur wenige Meter.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 128/1991

Der alte Grimke

von Eva Thöne (+)

Nach einer Erzählung ihrer Großmutter aus Hönigern

„Eine Mutter kann wohl zehn Kinder ernähren, zehn Kinder aber selten eine Mutter“, heißt es im Volksmund. Ja, und so lehrt es wohl leider auch die Erfahrung. Aber wenn ich dieses Sprichwort höre, fällt mir doch immer als Gegenbeispiel der Sattler Grimke ein.

Ich war noch ein Kind, als er – inzwischen ein alter Mann geworden – humpelnd Abend für Abend die Wirtsstube meiner Großmutter betrat, sich ächzend am Tisch niederließ und fragte: „Frau Vogt’n, haben sie ´ne Tasse Kaffee? Ich bin so miede!“ Wir Kinder drückten uns dann kichernd ins Nebenzimmer ob dieses ewig wiederkehrenden „Ich bin so miede!“, bis uns die Großmutter einmal beiseite nahm und unserem kindlichen Unverstand die Geschichte des unglücklichen Mannes vorhielt. Da wurden freilich unsere Augen groß und die kleinen Herzen quollen über vor Mitgefühl.

Der alte Grimke war früher einmal ein stattlicher Sattlermeister gewesen, und manches junge Mädel hätte ihn wohl gerne zum Mann genommen, wenn da nicht seine Mutter gewesen wäre. Völlig gelähmt, schien sie den jungen Bauerstöchtern eine zu große Bürde für eine Ehegemeinschaft mit dem Sohn. Denn der wollte seine Mutter niemals fremden Leuten überlassen, mochte man ihm noch so zureden, wie gut es die Frau in diesem oder jenem Heim haben würde. So blieb er mit der Mutter allein zusammen. Abends ging er wohl ab und zu in Großmutters Wirtshaus ein Bierchen trinken.

Zu einer solchen Stunde geschah es, dass ein Junge die Gaststubentür aufriss und erregt das Wort in die erstaunt aufschauende Runde friedlich Dörfler stieß: „Feuer!“. Alles stürzte von den Tischen hinaus zum Schauplatz des Unheils, das sich durch roten Schein weithin verriet. Auch der Sattler stürmte davon. Es war sein Haus, das hell in Flammen stand. In die allgemeine Aufregung bohrte sich sein Schrei: „Mutter!“, und der vom Unglück betroffene Mann raste in das lodernde Inferno, kämpfte sich einen Weg durch stürzende Balken und ätzenden Qualm hinauf zum Dachstübchen, wo seine hilflose Mutter den Tod leibhaftigen Verbrennens erwarten musste. Er nahm die alte frau auf den Arm und hastete mit der Last die brennende Treppe hinab. Während draußen die Menschen sich fieberhaft bemühten, den prasselnden Gluten zuleibe zu gehen, spielte sich drinnen ein grauenvolles Drama ab. Der tapfere Mann kämpfe einen verbissenen Kampf mit dem Feuer, das ihn und seine Mutter zu vernichten drohte. Er stürzte und stand wieder auf – und taumelte endlich ins Freie. Seine Mutter war gerettet! Aber das Schicksal hatte ein furchtbares Opfer gefordert: ein Auge.

Mühsam ließ sich die Sattlerei mit nur einem Auge an. Doch noch Schlimmeres sollte dem Armen beschieden sein. Die Brandwunden an seinem Bein wollten nicht heilen. Eine jahrzehntelange, schreckliche Leidenszeit begann für den alternden Mann.

Eines Tages nahm ihm der Tod die Mutter, die er so liebte, von seiner Seite und es wurde ganz einsam um ihn. Zwar brachte ihm manche mitleidige Seele einmal ein Mittagessen, oder die Gemeindeschwester sah nach seinen Eiterungen, aber niemand hielt es lange in der kleinen, vom ihm selbst ordentlich gehaltenen

Stube aus, denn schweren Brandmale verbreiteten einen üblen Geruch. Ein Hund, eine Katze, eine Lachtaube und ein Kanarienvögelchen leisteten ihm für den Rest seiner Tage Gesellschaft.

Das Vögelchen zwitscherte übrigens noch manches Jahr seine fröhlichen Lieder in der Gaststube der Großeltern. Der alte Grimke hatte es ihnen aus Dankbarkeit für manche gute Tat verehrt, ehe er sich ins Krankenhaus begab, um sein Bein amputieren zu lassen. Er kehrte nicht mehr zurück. Der Tod nahm das Leben, das er eigentlich längst zum Opfer gebracht hatte.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 122/1989

Das Kreuz von Granitz

Aus der Anekdotensammlung von Karl Schiller

Im Dörfchen Granitz am Stober im Kreis Namslau lebte vor langer Zeit ein Bauer, der sehr landgierig war. Er verstand es meisterhaft, durch unehrliche Geschäfte Grundstücke armer, verschuldeter Leute an sich zu bringen.

Darüber hinaus ackerte er Feldgrenzen, Raine und Wegränder um und vergrößerte auch auf diese Weise unaufhörlich seinen Besitz. Machtlos mussten mache arme Leute zusehen, wie er ihnen Wegränder, Raine und Fußwege wegackerte. Einer der so Geschädigten stieß dann eines Tages in seiner Verzweiflung den Fluch aus: „Der soll noch nach seinem Tode mit den Fingernägeln wegkratzen, was er sich mit dem Pfluge zugeackert hat.“

So verwünscht ging der landhungrige Bauer seinem Ende entgegen. Es kam seine letzte Stunde und er starb.

Bald waren er und sein Fluch vergessen. Da begann zu Anfang der Sommerzeit in allen Feldern ein seltsames Stöhnen. Es hörte sich so an, als ob irgendwo im Felde ein Schwerkranker unter großen Schmerzen um Hilfe und Erleichterung flehte. Die Männer des Dorfes rotteten sich zusammen, nahmen Heugabeln und Waffen mit und gingen den seltsamen Lauten nach. Kamen sie aber an diejenige Stelle, von der aus sie das Stöhnen gehrt hatten, da war nichts zu sehen, und es begann an einer anderen Stelle am anderen Ende des Feldes zu klagen. Als man auch zu dieser Stelle kam, erklangen die Klagelaute an einem dritten Ort. An keiner Stelle war etwas zu finden, und immer erklang das Stöhnen und Wimmern anderswo. Es war bald hier und bald dort zu hören; es drang bis in die Häuser und raubte den Schlaf. Ia selbst in den Nachbardörfern war es zu hören. Es war gerade zur Zeit de Heuernte, zu der Zeit, in der das Getreide in die Ähren schießt und in der die Felder durch das wachsende Korn unübersichtlich werden. Da ergriff die Bewohner des Dorfes Granitz und auch die Bewohner der Nachbardörfer große Schrecken. Die Kinder wollten nicht mehr auf der Weide bei den Gänsen bleiben und die Frauen fürchteten sich, ihr Haus zu verlassen. Die Männer umschritten unentwegt mit Knüppeln und Waffen fluchend die Felder; aber sie fanden nichts und hörten immer nur aus der Ferne das Wimmern. Auch in der Nacht verstummte das Klagen nie, ja es schien sogar näher an die Häuser heranzurücken. Am lautesten kam das Jammern aus den Feldern des verstorbenen Landräubers.

Da erinnerte man sich des unseligen Todes dieses Bauern und des Fluches, der ihn in den Tod begleitet hatte. Bald flüsterte einer es dem anderen zu: Die ruhelose Seele muss jetzt tatsächlich mit den Fingernägeln wegkratzen, was der Verstorbene zu Lebzeiten unrechtmäßig mit dem Pfluge seinem Acker hinzugepflügt hatte.

Man zog schließlich den Pfarrer zu Rate. Er empfahl, Messen lesen zu lassen, um das Unrecht des Landräubers zu sühnen. Die Ehefrau des verstorbenen ließ mehrere Messen lesen, zahlte Opferbeträge dafür, aber es half alles nichts. Das Klagen verstummte nicht.

Da kam man auf den Gedanken, auf den Feldern ein Kreuz mit dem Bildnis des Erlösers zu errichten. Längst hatte die Frau des Verstorbenen das unrechtmäßig erworbene Land zurückgegeben. Nun ließ sie auf einem Feldstück, das unmittelbar bis in das Dorf hinein verlief, ein schweres Eichenkreuz errichten mit dem Korpus des Gekreuzigten daran. Mit der Tag der Errichtung dieses Kreuzes verstummte das Klagen und Stöhnen.

Das Kreuz von Granitz ist aber seit diesem Tage stehengeblieben und steht wohl auch noch heute dort.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 70/1975

Erzählung aus Schlesien: Pfingsten mit Eichendorff

von August Scholtis (1901 – 1969)

Der preußische Dorfschulmeister von Knallkowitz war mein Onkel, ein gewisser Josef Bubenik. Durch ihn

war ich als schulpflichtiger Knabe gegen meinen Willen Knecht geworden bei meinem Großvater, der eine Bauernwirtschaft besaß, welche meinem Onkel Bubenik mehr interessierte als die deutsche Kultur.
So lernte ich nicht etwa in der Schule, dass es einen Dichter Josef von Eichendorff gibt, sondern anlässlich einer Fuhre als Knecht, die ich an einem Pfingsttage nach Lubowitz kutschierte, dem Geburtsort des Dichters. Damals wurde nach Knallkowitz ein blutjunger Lehrer versetzt, der eine Brille trug und den man dafür im Dorfe spitznamig alsbald den Brillok nannte. Der Brillok war ein sanfter junger Mann, der den Mädchen nichts zuleide tat, stattdessen von Eichendorff schwärmte. Seine romantischen Verzückungen betrieb der Brillok recht eigentlich zu spekulativen Zwecken. Er wollte in Knallkowitz seine zweite Lehrerprüfung unter Dach und Fach bringen und seinen stillen Berufsehrgeiz vollends befriedigen. Bis zu seinem Auftauchen in Knallkowitz wusste kein Mensch, was mit Lubowitz in der Geschichte der Literatur geschehen war. Der Brillok war es, der von Lubowitz zu schwärmen begann, und Lubowitz lag ganz in der Nähe von Knallkowitz. Dort befand sich ein Schloss, und in diesem Schloss wäre ein Dichter geboren worden, Eichendorff mit Namen. Das verkündete der Brillok unermüdlich und erzählte somit den Knallkowitzern Sachen, die sie eigentlich gar nicht wissen wollten. Als das Pfingstfest nahte plante er mit den Schulkindern einen Ausflug nach Lubowitz. Die Kinder erzählten es ihren Eltern. Die Eltern zeigten sich gegen diesen Ausflug geschlossen abgeneigt, weil es gottlos wäre, ausgerechnet am heiligen Pfingstfest statt in die Kirche von Knallkowitz nach Lubowitz zu wandern. Was gäbe es schon in Lubowitz? Nichts Besonderes außer diesem zerfallenen Schloss und ein paar strohbedeckten Häusern! Als dem Herrn Pfarrer die Sache zu Ohren kam, hatte Brillok seiner ganzen

Angelegenheit mehr geschadet als genutzt. Hochwürden war entrüstet, sprach sich entschieden gegen den Plan aus und ließ über meinen Onkel den Brillok verwarnen, die Knallkowitzer mit derartigen Neuigkeiten zu beunruhigen. Brillok aber begann meinen literarisch ahnungslosen Onkel Josef Bubenik die Schönheit der Eichendorffschen Geschichte anzupreisen. Gelegentlich berauschte er sich in der Kneipe des Josef Pistulka, wo er zu speisen pflegte, über Eichendorff, im Beisein des Fleischermeisters Josef Naleppa und eines gewissen Josef Michna, der als pensionierter Brennereiverwalter in Knallkowitz lebte.

All diese Genannten begann Brillok zu belehren, dass Eichendorff der Dichter des unsterblichen Taugenichts sei. Fleischermeister Naleppa war dagegen der Ansicht, dass man über einen Taugenichts keine Bücher schreiben dürfte. Ein Taugenichts wäre doch ein Mensch, für den sich Gendarm oder Amtsvorsteher zu interessieren hätten. Er gehörte in Gemeindearrest oder gar ins Gefängnis! So eine Dichterei wäre doch eine unsittliche, gegen das Christentum gerichtete Sache.

Als der Brillok zu entwickeln begann, wie dieser Taugenichts im Hause seines Vaters faulenzt, schließlich zum Frühjahr, wo die Arbeit beginnt, seinen Vater im Stich lässt, um sich mit einer Fiedel auf die Wanderschaft zu begeben, unterwegs allerlei unsinniges Zeug herumsingend, arbeitende Leute auf den Feldern anrufend, sie also verhöhnend, um sich zuletzt auch noch ohne Existenz in eine Gräfin zu verlieben, die gar keine Gräfin war, sagte ihm der Fleischermeister auf den Kopf zu, dass das Lügen seien. So etwas sei nichts für Knallkowitz und nichts für ihre Kinder. Die Anwesenden stimmten dem Fleischermeister zu und zeigten sich zugeknöpfter denn je. Der Brillok dagegen ließ nicht locker. Er

schlug sogar vor, dass man vielleicht zu Pfingsten eine Wagenpartie nach Lubowitz unternehmen könnte. Fleischermeister Naleppa zeigte sich empört, er bedauerte die Pferde, doch Brillok warb hartnäckig weiter für seinen Plan. Dieser Ausflug wäre doch eine ausgezeichnete Idee. Vielleicht schlösse sich sogar Hochwürden an. Diese Worte gefielen dem Gastwirt Josef Pistulka nun ganz und gar nicht. Denn gerade für die Pfingstfeiertage versprach sich Josef Pistulka ein Geschäft. Als Vorsitzender des Josefvereins begab er sich zum Pfarrer, der auch Josef hieß. Der gesamte Josefverein wurde durch Pistulka gegen die Absicht des Brillok alarmiert. Brillok griff schließlich zu einer List, er machte geltend, dass der Dichter Eichendorff mit seinem Vornamen auch Josef geheißen habe. Im übrigen wäre er ein frommer Mensch gewesen, dessen Erzieher und lebenslänglicher Freund sogar ein Kaplan war. Dieses Argument verfehlte bei Hochwürden nicht den Eindruck, und wider Erwarten brachte man die Fuhre zustande. Ich war als Kutscher ausersehen mit den Pferden meines Großvaters. Am zweiten Pfingstfeiertag nach der Vesper hatte ich vor der Pfarrei vorzufahren, die übrigen Herren warteten vor der Kirche.

Während der Wagen durch die Landschaft ratterte, versuchte der Brillok die Insassen vollends für Eichendorff zu gewinnen. Ein verborgenes Misstrauen reiste trotzdem mit dieser Gesellschaft, die ich kutschierte, um meine Ohren für alle Gespräche zu spitzen. Fleischermeister Naleppa beharrte auf seinem Standpunkt, dass man über Taugenichtse keine Bücher schreiben dürfte. Der Brillok rezitierte auswendig das Gedicht „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben“. Der Fleischermeister unterbrach ihn. Mit einem Seitenblick auf Hochwürden meine er, dass diese Frage für einen Dichter eigentlich überflüssig wäre.

Denn selbstverständlich habe den Wald der liebe Gott aufgebaut so hoch da droben. Brillok war dafür in die Verteidigung gedrängt, er begann das Gedicht zu erklären, um Eichendorffs Gottergebenheit und Gottgefälligkeit zu beweisen. Mit einem zweiten Gedicht „O Täler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald“ hatte Brillok ebensowenig Glück. Der Fleischermeister stieß sich gegen den „andächt´gen Aufenthalt“ abermals mit einem Seitenblick zum Pfarrer. Nach Meinung des Fleischermeisters wäre der einzige, andächtige Aufenthalt für einen Christenmenschen nicht der Wald, sondern die Kirche. Das seien ja ganz neue Sitten, die der Dichter da entwickelte. Wo käme das Christentum mit derartigen Gedichten am Ende hin? Mit solchen Gesprächen fuhr der Wagen über das Land, bis die Fuhre in Lubowitz ankam und vor dem Schloss hielt. Hier war nichts zu sehen, außer einigen zerfallenen Mauern. Hühnerstiegen und Hühnerdreck gab es da ringsum mehr als in Knallkowitz. Wozu war man eigentlich hierhergekommen, räsonnierte der Fleischermeister. Die Herren zogen in die Dorfkneipe und ließen mich mit den Pferden sehr lange stehen.
Als wir zu später Stunde endlich wieder nach Knallkowitz kutschierten, sang alles, auch Hochwürden:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.
Dem will er sine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Dem Fleischermeister Naleppa gefiel die letzte Strophe am besten, die er Solo von sich rülpste:

Den lieben Gott lass` ich nur walten,
Der Bächlein, Lerche, Strom und Feld

Und Erd und Himmel mag erhalten,
Hat auch mein Sach` aufs best` bestellt.

In Knallkowitz angekommen, musste ich die Gesellschaft vor die Kneipe des Josef Pistulka kutschieren.
Ich schirrte die Pferde ab, führe sie in den Stall, und seit dieser Zeit weiß ich, dass es einen unsterblichen Dichter gibt, Josef von Eichendorff.

Für den Inhalt verantwortlich:

Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de

Angela Bierhahn
Am Saaleck 15
06628 Naumburg

Tel. 01736492856

Auflage: 350

Redaktionsschluß: 20. Mai 2023

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de – Schriftführer W. Giernoth)

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

<u>Hinweis:</u>
Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.
Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 13.08.2020 für den letzten Veranlagungszeitraum 2017 bis 2019 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.
Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.